

Die Klassifikation der Staatenwelt im langen achtzehnten Jahrhundert

Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung

Schriftenreihe des Interdisziplinären Zentrums
für die Erforschung der Europäischen Aufklärung
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Herausgegeben von

Thomas Bremer, Daniel Cyranka, Elisabeth Décultot, Jörg Dierken, Robert Fajen,
Ottfried Fraise, Daniel Fulda, Frank Grunert, Wolfgang Hirschmann,
Heiner F. Klemme, Till Kössler, Andreas Pečar, Jürgen Stolzenberg,
Sabine Volk-Birke

Wissenschaftlicher Beirat

Anke Berghaus-Sprengel, Albrecht Beutel, Ann M. Blair, Michel Delon,
Avi Lifschitz, Robert Loudon, Laurenz Lütteken, Brigitte Mang, Steffen Martus,
Laura Stevens

Band 67

Die Klassifikation der Staatenwelt im langen achtzehnten Jahrhundert



Herausgegeben von
Andreas Pečar und Thomas Biskup

DE GRUYTER

Redaktion: Andrea Thiele
Druckvorlage: Celine Fiedler

ISBN 978-3-11-073863-6
e-ISBN (PDF) 978-3-11-073573-4
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-073574-1
ISSN 0948-6070

Library of Congress Control Number: 2021939098

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2021 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Inhalt

Andreas Pečar und Thomas Biskup

Die Klassifikation der Staatenwelt im langen 18. Jahrhundert — 1

André Krischer

Rang und Zeremoniell in diplomatischer Praxis und Theorie der Sattelzeit — 17

Hamish Scott

The resilience of diplomatic culture and the *Sattelzeit* — 45

Volker Bauer

Globale Beurteilungskriterien für politische Herrschaft im frühen 18. Jahrhundert? Die Staatenkunden des Verlages Renger (1704–1718) — 75

Lars Behrisch

Patriotische Zahlen: Statistik als Messlatte staatlichen Erfolgs im 18. Jahrhundert — 117

Andreas Pečar

Avantgarde statt Präzedenz? Der Beitrag der Aufklärung zur Neu-Hierarchisierung der Völker Europas — 133

Damien Tricoire

Von der Sinophilie zur Sinophobie? Aufklärerische Geltungsansprüche und Chinabilder im 18. Jahrhundert — 151

Abbildungsverzeichnis — 173

Personenregister — 175

Andreas Pečar (Halle) und Thomas Biskup (Hull, GB)

Die Klassifikation der Staatenwelt im langen 18. Jahrhundert

1 Die „Welt der Staaten“ in Historiographie und frühneuzeitlicher Literatur

Im „langen 18. Jahrhundert“ bildete sich ein neuer, die Staatenwelt beobachtender Diskurs heraus. Dieser Diskurs etablierte neue analytische Kategorien der Staatsbeobachtung, zugleich wirkte er mit diesen Kategorien auf die politischen Prozesse selbst ein. In diesem Band wird von der „Welt der Staaten“ gesprochen, um eine Perspektive auf das vorwiegend außenpolitische Handeln politischer Akteure in der europäischen Fürstengesellschaft in der Zeit zwischen dem Spanischen Erbfolgekrieg und dem Ende der Sattelzeit, also bis in das nachrevolutionäre 19. Jahrhundert, zu beschreiben, eine Zeitspanne, die eine Epoche politischer wie begrifflicher Transformation darstellt.¹ Eine solche staatszentrierte Perspektive wird zum einen in neueren Standardwerken zur Diplomatiegeschichte eingenommen. Konsultiert man in dieser Sache das gängige Handbuch der internationalen Beziehungen mit dem sprechenden Titel „Balance of Power und Pentarchie“,² so befindet sich Europa im 18. Jahrhundert „auf der Suche nach einem neuen System“, um die Staatenbeziehungen in Europa zu regeln.³ Das Handbuch will die „Prinzipien der Staatenpolitik“ in den Blick nehmen.⁴ Als „Akteure des Systems“ benennt das Handbuch „Staaten, die in dieser oder jener Form die Staatenpolitik“ mitgestalteten oder zumindest davon betroffen waren.⁵

Zum anderen findet sich eine solche Perspektive auf die Welt der Staaten und deren Handeln bereits in der Literatur des 18. Jahrhunderts selbst, insbesondere in der „Staatsklugheitslehre“. Historiker und Juristen des 18. Jahrhun-

¹ Vgl. zur Sattelzeit neuerdings Elisabeth Décultot u. Daniel Fulda (Hg.): Sattelzeit. Historiographiegeschichtliche Revisionen. Berlin u. Boston 2016.

² Heinz Duchhardt: Balance of Power und Pentarchie. Internationale Beziehungen 1700–1785. Paderborn u.a. 1997 (= Handbuch der Geschichte der internationalen Beziehungen Bd. 4).

³ Ebd., S. XIII.

⁴ Ebd., S. XV.

⁵ Ebd., S. XVI.

derts benutzten den Begriff des Staates als Deutungs- und Klassifikationsbegriff, um die zeitgenössische Politik zu erklären und ihre rationalen Grundlagen offenzulegen. In diesen Werken über den politischen Zustand Europas und dessen historische Entwicklung wird der Versuch erkennbar, die Abfolge von Kriegen und Konflikten dadurch zu rationalisieren, also verstehbar und auch für die Zukunft vorhersehbar zu machen, dass man sie entpersonalisierte und auf abstrakte Größen zurückführte: vor allem auf Fragen der geografischen Lage, der politischen Verfassung und Gesetze eines Landes, der Bevölkerungsgröße und wirtschaftlichen Situation, der internationalen Verträge in Europa, der historischen Entwicklung. Aus diesen Kriterien wurde dann das vermeintlich objektive Interesse der Staaten und Mächte abgeleitet und damit nicht nur deren Außenpolitik der Vergangenheit erklärt, sondern auch jene der Zukunft prognostiziert. Von Staatensystem ist im 18. Jahrhundert also vorwiegend in einem Diskurs die Rede, der sich der *Politica Prudentia*, der Staatsklugheitslehre, zurechnen lässt: einer Verhaltenslehre, in der die Fähigkeit zu klugen politischen Entscheidungen für die Zukunft anhand von Erfahrungen und Kenntnissen aus der Vergangenheit und der Gegenwart vermittelt werden soll.⁶

Die Entpersonalisierung der Politik im Prudentismus – weg von den einzelnen Akteuren hin zu einer überschaubaren Zahl von europäischen Mächten oder Staaten – trug vor allem dazu bei, die Komplexität des politisch erwartbaren Handelns drastisch zu reduzieren und damit Vorhersagen möglich zu machen. Es bedurfte keiner Psychogramme der Mitglieder aller europäischen Dynastien und deren jeweiliger Ratgeber mehr, um die Leitlinien der zukünftigen Politik in Europa zu erahnen, sondern nur eines Überblicks über einige wenige, statistisch erfassbare Kennzahlen, die das Interesse der Staaten erkennen lassen, um damit, so die Logik des Prudentismus, auch die Politik dieser Staaten vorhersagbar zu machen.⁷ Der hallische Professor für Geschichte (und später für Natur- und Völkerrecht) Nikolaus Hieronymus Gundling lieferte mit seinem

⁶ Vgl. Harm Klueting: Die Lehre von der Macht der Staaten. Das außenpolitische Machtproblem in der „politischen Wissenschaft“ und in der praktischen Politik im 18. Jahrhundert. Berlin 1986.

⁷ Vgl. zu unterschiedlichen Spielarten politischer Abstraktionsbemühungen Lars Behrich: Vermessen, Zählen, Berechnen. Die politische Ordnung des Raums im 18. Jahrhundert. Frankfurt a.M. 2006; Justus Nipperdey: Die Erfindung der Bevölkerungspolitik. Staat, politische Theorie und Population in der Frühen Neuzeit. Göttingen 2012. Ders.: „Intelligenz“ und „Staatsbrille“: Das Ideal der vollkommenen Information in ökonomischen Traktaten des 17. und frühen 18. Jahrhunderts. In: Arndt Brendecke, Markus Friedrich u. Susanne Friedrich (Hg.): Information in der Frühen Neuzeit. Status, Bestände, Strategien. Münster 2008, S. 277–299.

„Collegium über den jetzigen Zustand von Europa“ von 1712 ein typisches Beispiel für diese Art der Staats- und Politikbetrachtung.⁸ Hier wird somit jene Verlagerung der Akteursanalyse von handelnden Personen auf staatliche Entitäten fassbar, welche die Geschichte der internationalen Beziehungen bis in die Gegenwart prägt.

Nun lässt sich mit guten Gründen kritisieren, dass man die sozialen und politischen Beziehungen zwischen den Herrschern und den Dynastien Europas im Ancien Régime als Staatenbeziehungen benennt.⁹ Zum einen war der „moderne Staat“, wie er von Georg Jellinek und in der neueren Forschung auch von Wolfgang Reinhard definiert wurde als „Einheit von Staatsvolk, Staatsgewalt und Staatsgebiet“, im Europa des 17. und 18. Jahrhundert allenfalls im Entstehen begriffen, aber keineswegs bereits Realität.¹⁰ Zum anderen ist der Staat auch in unserer heutigen Gegenwart ein Abstraktum, aber kein handelnder Akteur. Handeln können stets nur Personen, die sich auf den Staat berufen, ihre Kompetenzen von dessen Existenz ableiten und daraus Legitimation für eigenes Handeln beziehen. Und schließlich wird in der modernen Diplomatiegeschichte zu Recht betont, dass die Akteure auf der diplomatischen Bühne, also insbesondere die Gesandten der europäischen Monarchen, keineswegs unseren Vorstellungen von Diplomaten entsprechen, wie wir sie aus dem 19. und 20. Jahrhundert kennen.¹¹ Im vorliegenden Sammelband geht es uns nicht darum, die Kategorien Staat und Staatensystem als analytische Kategorien zu diskutieren. Vielmehr wollen wir danach fragen, inwiefern diese Kategorien im gelehrten wie im öffentlichen Diskurs im 18. Jahrhundert aufgekommen sind, und welche spezifische Wahrnehmung und Bewertung politischen Handelns mit diesen Begriffen jeweils korrespondierte.

8 Nikolaus Hieronymus Gundling: Ein Collegium über den jetzigen Zustand von Europa [...]. Halle (Saale) 1712.

9 Vgl. hierzu Andreas Pečar: Der Westfälische Frieden als Beginn der modernen europäischen Staatenordnung? In: Wolfgang Behringer, Wolfgang Kraus u. Heinrich Schlange-Schöningen (Hg.): Der Friedensauftrag Europas. Münster 2017, S. 115–138.

10 Vgl. Wolfgang Reinhard: Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart. München 1999, S. 16; Georg Jellinek: Allgemeine Staatslehre. [3. Aufl. ND Darmstadt 1959], S. 394–434; Zu Staatlichkeit im 18. Jahrhundert weiterhin wichtig: John Brewer u. Eckhart Hellmuth (Hg.): Rethinking Leviathan. The eighteenth-century state in Britain and Germany. Oxford 1999.

11 Hillard von Thiessen: Diplomatie vom type ancien. Überlegungen zu einem Idealtypus des frühneuzeitlichen Gesandtschaftswesens. In: Hillard von Thiessen u. Christian Windler (Hg.): Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel. Köln 2010, S. 471–503.

2 „Aufstieg“ und „Fall“: „Naturgesetze“ der Staatenwelt?

Am aufkommenden Diskurs von einer Welt miteinander konkurrierender Staaten und Mächte im 18. Jahrhundert beteiligten sich neben Universitätsgelehrten der Fächer Geschichte und Staats- und Völkerrecht zahlreiche weitere Autoren, von denen sich viele auch als „Aufklärer“ einen Namen machten. Diese Autoren verband ein gemeinsames Interesse daran, über die Erfassung der Konjunkturen der europäischen Politik und der Beobachtung einzelner Staaten in Europa ebenso wie in der außereuropäischen Welt die Ursachen für politischen Erfolg oder Scheitern zu ergründen.

Der kategoriale Unterschied zwischen der neu aufkommenden Staatsklugheitslehre und damit korrespondierender Schriften und den traditionellen Fürstenspiegeln bestand erstens in einer Entmoralisierung des politischen Diskurses und zweitens in einer Verschiebung der Analyseebene von individuellem Handeln zu universalen Gesetzmäßigkeiten. Zum einen zeigten die Autoren des 18. Jahrhunderts, dass über Erfolg oder Misserfolg nicht mehr ausschließlich oder auch nur vorwiegend das Handeln einzelner Herrscher und ihre Übereinstimmung mit moralischen Normen entschied. Zum anderen zielte das Interesse der Autoren weniger auf Handlungsmaximen für einzelne Akteure, z.B. die jeweiligen Herrscher oder deren Amtsträger, als vielmehr auf verallgemeinerbare Grundsätze, auf Gesetzmäßigkeiten, die für Erfolg oder Misserfolg als Ursache benannt werden konnten. Die Geschichte bot eine Vielzahl von Untersuchungsbeispielen, um daraus allgemeine „Naturgesetze“ des Auf- bzw. des Abstiegs von Staaten abzuleiten. Wenn sich Autoren wie Montesquieu und Gibbon mit großem Aufwand dem Aufstieg und Fall der römischen Republik bzw. des Römischen Reiches zuwandten, dann taten sie dies nicht als Historiker, um spezifische zeit- und kontextgebundene Ursachen herauszustellen, sondern sie taten dies in der Hoffnung, anhand des römischen Beispiels allgemeingültige Aussagen über die Kriterien von „Aufstieg“ und „Niedergang“ von Staaten und Reichen zu gewinnen.¹² Hier zeigt sich die Nähe der aufgeklärten Historiographie zur Naturgeschichte. Dem Versuch der Naturgeschichte, die gesamte be-

¹² Vgl. Charles-Louis de Secondat, Baron de la Brède et Montesquieu: Größe und Niedergang Roms. Übersetzt und herausgegeben von Lothar Schuckert. Frankfurt a.M. 1980; Edward Gibbon: The History of the Decline and Fall of the Roman Empire. 6 Bde. London 1776–88; vgl. hierzu auch John G. A. Pocock: Barbarism and Religion. 4 Bde. Cambridge 2005, hier Bd. 4, S. 331–339.

lebte Welt in immer neuen Taxonomien zu erfassen und zu systematisieren, entsprach das Bemühen der Staatenkunde, die politische Welt über immer weiter ausgreifende Ordnungsmuster in ihrer Komplexität zu durchdringen und Daten zu ihrer Reflexion und „rationalen“ Neugestaltung bereitzustellen.¹³

Bemerkenswerterweise ist auch diese spezifische Perspektive von Autoren des 18. Jahrhunderts auf die Welt der Staaten bis in die Gegenwart lebendig geblieben. 1987 veröffentlichte Paul Kennedy seinen internationalen (und auch ins Deutsche übersetzten) Bestseller „The Rise and Fall of the Great Powers“.¹⁴ Darin stellt er die Geschichte der internationalen Beziehungen zwischen 1500 und 2000 als eine Abfolge von Hegemonialmachtbildungen dar, die stets demselben Muster folgten, gleich, ob es sich um das Haus Habsburg im 16. Jahrhundert oder die USA im 20. Jahrhundert handelte: Aufgrund ökonomischer Potenz und militärischer Infrastruktur gelingt zunächst ein Aufstieg, der zu Überdehnung und Erschöpfung führt, deren Folge der Niedergang sei. Die bis ins 18. Jahrhundert selbst zurückzuverfolgenden Begriffe „Rise and Fall“ bilden bis heute in der Geschichte der internationalen Beziehungen in der Frühen Neuzeit gängige Größen der Kategorisierung und Beschreibung, obwohl – oder vielleicht *weil?* – das dieser Begrifflichkeit zugrundeliegende organische Prinzip einen gleichsam natürlichen Prozess suggeriert, der genauerer Erklärung gar nicht bedarf. Ein neueres Übersichtswerk zur Geschichte der internationalen Beziehungen etwa ordnet die Akteure der Außenpolitik im 18. Jahrhundert kapitalweise den Kategorien Großmächte und „Aufsteiger“, „Absteiger“, Schwellenländer und Randfiguren im europäischen Staatensystem zu.¹⁵ Die Kriterien dieser und ähnlicher Aufstellungen werden zwar nicht diskutiert, impliziert wird jedoch wie in vielen ähnlich gelagerten Publikationen, dass das politische Gewicht der Staaten vorwiegend von ihrer militärischen Schlagkraft und politischen Hegemonie abhing. Seit Leopold von Rankes klassischem Aufsatz von 1833 über „Die Großmächte“ hat das 18. Jahrhundert im Mittelpunkt der Diskussionen um den „Aufstieg“ neuer Staaten gestanden.¹⁶ Die Geschichte der inter-

13 Peter Hanns Reill: Die Historisierung von Natur und Mensch. Der Zusammenhang von Naturwissenschaften und historischem Denken im Entstehungsprozess der modernen Naturwissenschaften. In: Wolfgang Küttler, Jörn Rüsen u. Ernst Schulin (Hg.): Geschichtsdiskurs. 5 Bde. Frankfurt a.M. 1993–99, Bd. 2: Anfänge des modernen historischen Denkens, S. 48–61.

14 Paul Kennedy: Aufstieg und Fall der großen Mächte. Ökonomischer Wandel und militärischer Konflikt von 1500 bis 2000. 5. Aufl. Frankfurt a.M. 2005.

15 Duchhardt: Balance of Power (wie Anm. 2).

16 Leopold von Ranke: Die großen Mächte. Politisches Gespräch. Hg. von Ulrich Muhlack. Frankfurt a.M. 1988; Zu Ranke als Vertreter des „klassischen“ Historismus: Daniel Fulda:

nationalen Beziehungen im 18. Jahrhundert wird bis in die Gegenwart dominiert von der Herausbildung der von Frankreich, Österreich, Großbritannien, Preußen und Russland gebildeten „Pentarchie“ und den sie begleitenden Konflikten.¹⁷ So gilt die Politik der „großen Mächte“ geradezu als Inbegriff jener traditionellen Historiographie, welche seit den 1960er Jahren von unterschiedlicher Seite angegriffen und zum beträchtlichen Teil abgelöst worden ist.

3 Klassifikationen der Staatenwelt im 18. Jahrhundert

Versteht man die Konjunkturen der Staatenwelt nicht als Folge von epochenübergreifend gültigen, gleichsam naturgegebenen Kausalursachen, sondern die Bewertungen selbst als zeitspezifische, soziale Konstruktionen zur Beschreibung und Bewertung von politischem Handeln, so ergibt sich eine Reihe weiterer Fragen. Zunächst wäre zu fragen, welche Kriterien in den Schriften des 18. Jahrhunderts herangezogen wurden, um den Erfolg bzw. Misserfolg der europäischen Fürsten und ihrer Territorien zu bestimmen. Fünf Kriterien scheinen uns dabei besonders bedeutsam zu sein: Erstens spielte auch im 18. Jahrhundert der Rang eines Fürsten bzw. einer Dynastie innerhalb der Fürstengesellschaft eine besonders herausgehobene Rolle. Neben den Jahren um 1700, als eine Reihe deutscher und italienischer Häuser ihren Souveränitätsanspruch mit dem Erwerb von Königskronen zu untermauern suchten, lassen sich die anderthalb Jahrzehnte napoleonischer Dominanz nach 1800 als eine zweite Phase besonderer rangpolitischer Dynamik fassen, in denen auch alte deutsche Dynastien ihre Ansprüche auf Rangerhöhung einlösten.¹⁸

Zweitens wäre das Alter einer Dynastie zu nennen, ihre durch biologische Reproduktion (und deren mediale Vermittlung) gesicherte Kontinuität, die in Vergangenheit und Gegenwart ermöglichten Heiratsverbindungen sowie die

Wissenschaft aus Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung 1760–1860. Berlin u. New York 1996, S. 344–410.

¹⁷ Paul Schroeder: *The Transformation of European politics, 1787–1848*. Oxford 1994.

¹⁸ Die „Jagd nach Kronen“ um 1700 ist in der jüngeren Forschung ausführlich untersucht worden. Siehe u.a. jüngst: Karin Friedrich u. Sara Smart: *The cultivation of monarchy and the rise of Berlin*. Farnham 2010; Zu Napoleons europäischer Monarchiepolitik: Philip Dwyer (Hg.): *Napoleon and Europe*. Harlow 2001; Zum paradigmatischen Fall Bayern siehe: Alois Schmid (Hg.): *1806. Bayern wird Königreich. Vorgeschichte, Inszenierung, europäischer Rahmen*. Regensburg 2006.

Herrschaftstitel, die die Familie bzw. deren Mitglieder in zurückliegenden Generationen innegehabt hatten.¹⁹ Dank des Anciennitätsprinzips konnte sich etwa die Wolfenbütteler Linie des Hauses Braunschweig-Lüneburg immer wieder als Partner für Heiratsverbindungen mit Königs- und Kaiserhäusern ins Spiel bringen, obwohl sie rang- und machtpolitisch gesehen zu den Verlierern des dynastischen Wettlaufs im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert gehörte.²⁰ Umgekehrt konnten Familien durch Ämterbesitz auch einen höheren Adelsrang erlangen, so etwa die Schönborns, die durch das Besetzen reichskirchlicher Ämter innerhalb weniger Jahrzehnte von Reichsrittern zu Reichsgrafen wurden (und 1716 beinahe auch gleich zu Reichsfürsten).²¹

Drittens war auch die Attraktivität und Integrationskraft des Hofes für das Prestige innerhalb der Fürstengesellschaft wichtig. Die Attraktivität eines Hofes für auswärtigen Adel hing dabei sowohl vom auch von Zeitgenossen häufig erwähnten, aber schwer messbaren „Glanz“ eines Hofes ab, der sich in dessen „Solennitäten“ niederschlug, im Opern- und Musikbetrieb, in Jagden und in Festen, sowie in dessen Attraktivität für Familien des hohen Adels, dort Karriere zu machen, Ämter zu bekleiden und in sichtbare Positionen zu gelangen. Gemessen an diesen Kriterien blieb der Kaiserhof in Wien im gesamten 18. Jahrhundert gegenüber dem Berliner Hof im Vorteil.²²

Jenseits dynastischer Traditionen und höfischer Strukturen spielten viertens auch die „Images“ individueller Herrscher eine bedeutende Rolle für deren Sichtbarkeit und damit auch für deren Erfolg. Diese wurden nicht nur von anderen Höfen, sondern von einer Vielzahl von Akteuren beobachtet und in Medien kommuniziert, die von diplomatischen Berichten bis zu den im Lauf des 18. Jahrhunderts ihre Anzahl, Reichweite und Auflage stets vergrößernden Peri-

19 Zur hiermit eng verbundenen Genealogie siehe: Volker Bauer: Wurzel, Stamm, Krone. Fürstliche Genealogie in frühneuzeitlichen Druckwerken, Ausstellung der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel vom 1. September 2013 bis zum 23. Februar 2014. Wiesbaden 2013.

20 Christof Römer: Braunschweig-Bevern. Ein Fürstenhaus als europäische Dynastie 1667–1884. Braunschweig 1997.

21 Sylvia Schraut: Das Haus Schönborn. Eine Familienbiographie. Katholischer Reichsadel 1640–1840. Paderborn 2005.

22 Andreas Pečar: Der Berliner Hof im Kontext der europäischen Fürstenhöfe. Überlegungen zur Funktionalität fürstlicher Hofhaltung. In: 450 Jahre Staatskapelle Berlin – eine Bestandsaufnahme. Hg. v. Lena van der Hoven (2016) Link: https://www.perspectivia.net/publikationen/kultgep-colloquien/3/pecar_fuerstenhoefe (zuletzt abgerufen am 26.12.2018).

odika reichten (die vielzitierte quantitative Ausdehnung und qualitative Veränderung „der Öffentlichkeit“).²³

Fünftens schließlich ist die militärische Schlagkraft zu nennen. Im „langen“ 18. Jahrhundert, das mit den Kriegen Ludwigs XIV. begann, durch Erbfolgekriege, Siebenjährigen Krieg und koloniale Konflikte strukturiert wurde und mit Revolutions- und napoleonischen Kriegen endete, entschied die Fähigkeit eines Staates, Truppenkontingente in entscheidungsrelevanter Zahl aufzustellen und auszubilden, nicht zuletzt über seine Allianzfähigkeit und konnte sich für Herrscherhäuser finanziell wie in rangpolitischer Münze auszahlen. Die Verbindung von preußischem Kronerwerb und militärischer Unterstützung der antifranzösischen Allianz im Spanischen Erbfolgekrieg ist bekannt, während eine Reihe deutscher Reichsstände über Subsidienvträge mit größeren Mächten finanziellen Gewinn (und ggf. politischen Einfluss) erstrebten.²⁴

Insbesondere die vier erstgenannten Kategorien zur Feststellung von Größe, Prestige und Erfolg waren in der europäischen Fürstengesellschaft bereits seit langer Zeit etabliert. Die auch über zahlenmäßige Erfassung immer genauer definierte Messung der militärischen Schlagkraft deutet an, dass neben diese Kriterien im Laufe des 18. Jahrhunderts weitere traten: die Einwohnerzahl und die Bevölkerungsdichte etwa, die damit eng verknüpfte Wirtschaftsleistung eines Landes, die Finanz- und Steuerkraft, das Regierungssystem und der damit verbundene Grad an Freiheit der Untertanen oder die Förderung, die die Landesherrn den Wissenschaften und Künsten angedeihen ließen – all diese Kriterien wurden in der öffentlichen Debatte darüber angeführt, welche Länder als besonders lebenswert galten, welche Herrscher als fortschrittlich und aufgeklärt gepriesen werden sollten und welche Staaten als rückständig ausgemacht wurden.

An dieser keineswegs vollständigen Auflistung der vielfältigen Kriterien, anhand derer der Erfolg bzw. der Misserfolg von Herrschern und Territorien bestimmt wurde, zeigt sich bereits, dass sich für das 18. Jahrhundert eine ausge-

23 Dazu jüngst: Barbara Stollberg-Rilinger: *Maria Theresia. Die Kaiserin in ihrer Zeit. Eine Biographie*. 3. Aufl. München 2017. Systematisch untersucht für das England des 16. und 17. Jahrhundert hat dies Kevin Sharpe: *Selling the Tudor Monarchy. Authority and Image in Sixteenth-Century England*. New Haven u. London 2009; Ders.: *Image Wars. Promoting Kings and Commonwealths in England, 1603–1660*. New Haven u. London 2010; Ders.: *Rebranding Rule. The Restoration and Revolution Monarchy, 1660–1714*. New Haven u. London 2013; Klassisch immer noch Peter Burke: *Ludwig XIV. Die Inszenierung des Sonnenkönigs*. Berlin 1993.

24 Peter Wilson: *The German “Soldier Trade” of the Seventeenth and Eighteenth Centuries. A Reassessment*. In: *International History Review* 18 (1996), S. 757–792.

sprochene Normenpluralität, aber auch eine damit einhergehende Normenkonkurrenz feststellen lässt.²⁵ Es gab nicht nur keine Einigkeit darüber, welche Staaten bzw. Herrscher als besonders erfolgreich und vorbildlich zu gelten hatten und welche nicht, man war sich auch nicht einig darüber, welche Kriterien man zur Beurteilung dieser Frage überhaupt verwenden sollte. In Geschichtsschreibung, Kameralwissenschaft, Zeremonialwissenschaft, Staatsrecht und Völkerrecht, in politischer Klugheitsliteratur und in den Gazetten und Journalen wurde darüber rasoniert, nach welchen Kriterien sich politischer Erfolg messen und klassifizieren lässt und welche Handlungsempfehlungen sich für die Akteure daraus ergeben.

Gerade diese Vielstimmigkeit der Urteilkriterien macht in unseren Augen die öffentliche Debatte über Erfolg und Misserfolg von Staaten und Herrschern im 18. Jahrhundert aus. Dieser Pluralität der Positionen gilt es in diesem Sammelband Rechnung zu tragen und exemplarisch darzulegen, welche Personen sich an dieser Debatte beteiligten, welche Positionen dabei jeweils eingenommen wurden und welche Geltungsansprüche und Strategien mit diesen Urteilen jeweils verknüpft waren. In den Beiträgen des Bandes geht es darum, Begrifflichkeiten zu untersuchen, in denen politischer Erfolg gefasst, und „Leitwähungen“ herauszuarbeiten, an denen er gemessen wurde. Ältere wie neuere Kategorien waren dabei nicht unveränderbare Einheiten, deren Verhältnis zueinander nur neu gewichtet wurde, sondern sie unterlagen stets selbst diskursiven und performativen Veränderungen.

Ziel ist es, erstens die Vielgestaltigkeit der Kategorien zur Bestimmung bzw. zur Behauptung von Größe und Erfolg exemplarisch aufzuzeigen und danach zu fragen, welche Akteure jeweils solche Bewertungen vornahmen und welcher Medien sie sich dabei jeweils bedienten.

Zweitens wird der Wandel der Bewertungsmaßstäbe im 18. Jahrhundert Gegenstand der Diskussion sein und gefragt werden, welche Aspekte bei der Taxonomie von Größe und Erfolg hinzukamen, welche an Bedeutung verloren und welche bedeutsam blieben.

Drittens wird nach den Anlässen und Medien gefragt, in denen die Frage von „Erfolg“ verhandelt wird.

²⁵ Zum Begriff vgl. Hillard von Thiessen u. Arne Karsten (Hg.): Normenkonkurrenz in historischer Perspektive. Berlin 2015.

4 Die Beiträge des Bandes

André Krischer widmet sich für das ausgehende 18. und das frühe 19. Jahrhundert der Frage, inwiefern in dieser Zeit Rangstreitigkeiten ihre Bedeutung einbüßten und Fragen des Zeremoniells als rein äußerliche Nichtigkeiten eingestuft wurden. Krischer führt sowohl anhand von Beispielen des englischen Kö-Königshofs zur Zeit Georgs III. als auch anhand der Verhandlungen auf dem Wiener Kongress anschaulich vor, wie die Rangfolge unter den Souveränen bzw. auf dem Wiener Kongress unter den Fürsten strittig blieb und Diskussionen auslöste. Es wird auch ersichtlich, wie in dieser Zeit neue ranggenerierende Kriterien wie die Größe eines Territoriums bzw. dessen Bevölkerungszahl Einzug hielten, zugleich aber unklar blieb, wie sich diese neuen Kriterien zu den älteren Rangkriterien verhielten. Auch in Handbüchern zur Statistik bzw. zum Völkerrecht lässt sich für das 19. Jahrhundert kein Verschwinden rangpolitischer Kriterien feststellen, sondern vielmehr ein Nebeneinander von älteren und neueren Kriterien konstatieren.

Hamish Scott schließt an Krischers Fragestellung an mit einem Beitrag über „*The resilience of diplomatic culture and the ‚Sattelzeit‘*“. Scott nimmt insbesondere die diplomatischen Akteure selbst in den Blick, also die Gesandten der europäischen Monarchen. Für das 18. Jahrhundert konstatiert er die Herausbildung einer bemerkenswert einheitlich sozialisierten Gruppe von Gesandten, die untereinander auf Französisch kommunizierten, dieselbe höfische Sozialisation durchliefen, aus zumeist adeligen Familien stammten und demselben Milieu zugehörig waren, unabhängig davon, für welchen Monarchen und welches Land sie ihren diplomatischen Dienst verrichteten. Selbst die Französische Revolution stellte für die Erfolgsgeschichte dieses Gesandtentypus einen nur kurzzeitigen Bruch dar. Betont man für das 18. Jahrhundert das Aufkommen neuer Kategorien zur Beurteilung politischen Erfolgs und staatlicher Größe, so blieb das Personal, das die Größe des eigenen Landesherrn auf der diplomatischen Bühne zu repräsentieren hatte, von solchen Debatten und Neuerungen weitgehend unberührt, ebenso wie auch die Praxis des diplomatischen Austauschs.

Volker Bauer widmet sich dem neuen Interesse an einer vergleichenden Staatenkunde anhand eines verlegerischen Mammutunternehmens: der Staatenkunden des Verlagshauses Renger in Halle. In insgesamt 40 Bänden über die Staaten in Europa und weiteren 15 Bänden über außereuropäische Staaten erhält der Leser Einblicke in deren geografische Lage, Bevölkerungsstruktur, Regierungsweise sowie weitere politische und ökonomische Besonderheiten. Treibende Kraft hinter dieser Serie an Staatenbeschreibungen war nicht ein einzelner Autor, sondern ein Verleger, der auf diesem Feld offenbar großes

Interesse seitens einer breiteren Leserschaft und damit Verkaufschancen witterte – und dafür Personen aus dem Umfeld der Universität Halle als anonyme Autoren anheuerte. Dass in den Einzelbänden der Staat als eine eigenständige politische Größe neben dem jeweils regierenden Herrscher gedacht wird, zeigt sich insbesondere an denjenigen Bänden beispielsweise zu Bayern oder zu Frankreich, in denen den Herrschern – Maximilian Emanuel von Bayern bzw. Ludwig XIV. – jeweils vorgeworfen wird, die Staatsräson zugunsten ihres „Privatinteresses“ verletzt zu haben. Zugleich absorbierte die Darstellung der dynastischen Verhältnisse sowie der regierenden Fürsten fast die gesamte Aufmerksamkeit, blieb der Fokus noch beinahe gänzlich gerichtet auf die Spitze der ständischen Gesellschaft der dargestellten Länder.

Lars Behrisch lässt in seinem Beitrag erkennen, wie sich die Beschreibungskategorien im Laufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zunehmend verschoben. Ökonomische Parameter spielten bei der Beschreibung wie der Bewertung des Erfolgs von Staaten und Ländern eine immer größere Rolle – die Steigerung staatlicher Ressourcen und der Effizienz seiner Institutionen (vor allem der Rechtsprechung) ebenso wie demographisches Wachstum galten als Schlüsselkategorien, um die Glückseligkeit der Untertanen zu vermessen. In allgemein zugänglichen Veröffentlichungen hielten nun Zahlen Einzug, in denen sich die Leistungskraft der Staaten abbildete. Diese Zahlen dienten den Herrschern zum einen als Legitimation ihres vorausschauenden Handelns zum Wohle der Untertanen. Zum anderen konnten sie nun aber auch in der öffentlichen Meinung an diesen Zahlen gemessen werden. Vor allem die Frage des Bevölkerungswachstums – oder der Verdacht einer schrumpfenden Bevölkerung – galt als Parameter für erfolgreiche oder aber misslingende Politik.

Andreas Pečar nimmt insbesondere die französischen *philosophes* des 18. Jahrhunderts in den Blick und geht der Frage nach, welche Kriterien diese Autoren an die europäischen Staaten und Herrscher anlegten, um über deren Erfolg bzw. Misserfolg Urteile zu fällen. Dabei spielte, wie er darlegen kann, insbesondere die Vorstellung einer Fortschrittsgeschichte der Menschheit eine zentrale Rolle. Dieser Fortschritt verdanke sich, so die *philosophes*, insbesondere dem Zuwachs an Kenntnissen und Fertigkeiten, sei also vor allem eine Folge der Förderung der Wissenschaften und Künste. Als erfolgreich werden also diejenigen Herrscher und Staaten herausgestellt, denen die *philosophes* eine Blüte der Wissenschaften und Künste attestierten, wie dies beispielsweise Voltaire insbesondere für Frankreich unter dem Regiment Ludwigs XIV. herausstellte. Das Ranking der europäischen Mächte auf einer Fortschrittsskala der Menschheitsgeschichte seitens aufgeklärter Autoren fand europaweit Aufmerksamkeit und führte insbesondere für Länder, die darin schlecht abschnitten

(wie z.B. Spanien), durchaus zu politischen Anstrengungen, um das eigene Image in der politischen Öffentlichkeit zu korrigieren. In einem letzten Abschnitt zeigt Pečar dann am Beispiel der Propagierung der ersten Teilung Polens die politischen Folgen auf, die der Fortschrittsdiskurs für die Souveränität und die politische Selbstbestimmung derjenigen Länder haben konnte, die im Fortschrittsranking als rückständig und als unaufgeklärt klassifiziert wurden, wie das bei Polen im ausgehenden 18. Jahrhundert oft der Fall war. Die Eroberung von rückständigen Staaten wie Polen war für Aufklärer wie Voltaire dann zu begrüßen, wenn diese Eroberung gewissermaßen als ‚Zivilisierungsmission‘ verstanden werden konnte. Genau in diesem Sinne versuchte Friedrich II. von Preußen die Einverleibung Westpreußens denn auch in seinen Schriften an die französischen *philosophes* zu verkaufen, und erhielt von dieser Adressatengruppe dafür den Applaus, den er gleichsam eingefordert hatte.

Damien Tricoire untersucht mit einem argumentationsgeschichtlichen Ansatz den Diskurs über China in Schriften des 18. Jahrhunderts. Dabei greift er eine Debatte auf, die im Rahmen der Postcolonial Studies angestoßen wurde und diskutiert, inwiefern das Interesse von Aufklärern an der außereuropäischen Welt gleichsam den Weg geebnet habe zum Kolonialismus im 19. Jahrhundert. Jürgen Osterhammel etwa verneint, dass der politischen Aneignung eine geistige Aneignung vorausgegangen sei, und verweist darauf, dass nach einer lange Zeit kosmopolitischen Offenheit gegenüber China sich erst um 1800 eine hegemoniale Sichtweise durchzusetzen begonnen habe, welche China als fortschrittlose Despotie abqualifizierte. Ob sich von einer Entwicklung von der Sinophilie zur Sinophobie sprechen lässt, prüft Tricoire anhand einer exemplarischen Untersuchung von Schriften über China aus den Federn von Christian Wolff, Charles Secondat de Montesquieu, Voltaire, Cornelius de Pauws, Pierre Poivre und Denis Diderot, die er jeweils in ihre Entstehungskontexte einordnet. Dadurch vermag Tricoire zu zeigen, dass man im Chinadiskurs mitnichten einen klaren Trend ausmachen kann, sondern dass China bei den meisten Autoren nur als Argument genutzt wurde, um jeweils ganz unterschiedliche Ziele zu verfolgen. China selbst stand nicht im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses, vielmehr lieferten die Chinabilder nur geeignete Munition für unterschiedliche Debattenfelder. Auch wenn sich aus der Instrumentalisierung Chinas als Argument daher weder gültige Aussagen über den Kosmopolitismus noch über protoimperialistische Qualitäten der Aufklärung treffen lassen, wird deutlich, dass in den Debatten über Kategorisierungen und Hierarchisierungen von Staaten und Völkern auch China zur – positiven wie negativen – Referenz wurde.

5 Die Staatenwelt im 18. Jahrhundert: Transformationen und Differenzierungen im Jahrhundert der Taxonomien

Vergleicht man die europäische Staatenwelt und die jeweils zeitgenössischen Kategorien zu deren Beschreibung, Klassifizierung und Beurteilung für die Jahre 1648 und 1848, so treten die Unterschiede markant vor Augen. Die Beiträge dieses Sammelbandes bestreiten nicht den Wandel in der Klassifikation der Staatenwelt im Lauf des 18. Jahrhunderts und argumentieren auch nicht dafür, die Frühe Neuzeit einfach bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zu verlängern. Vielmehr ist es Ziel des Bandes, allzu einfache Entwicklungsgeschichten von der Vormoderne in die Moderne zu hinterfragen und für eine differenziertere Betrachtung der Entwicklung der Staatenwelt und deren Klassifikation zu plädieren.

So erweist Scotts Beitrag die Resilienz eines höfisch-adligen Milieus, aus dem sich das diplomatische Personal im 18. wie im 19. Jahrhundert rekrutierte, und dessen rechtliche Parameter wie soziale Regeln auch weiterhin in klassischen Handbüchern zu Diplomatie und Zeremoniell vermittelt wurden, die bereits aus der Zeit Ludwigs XIV. stammten.

Ähnlich zeigt Krischers Aufsatz über die bis ins 19. Jahrhundert fassbare Rangproblematik in den zwischenstaatlichen Beziehungen, dass es trotz der neuen völkerrechtlichen Parität aller souveränen Staaten auf dem Wiener Kongress ein wichtiges Anliegen blieb, den Rang eines Monarchen in der Auflistung der Mitglieder des Deutschen Bundes angemessen zu repräsentieren. Zwar wurden hierfür nun auch neue statistische Beurteilungskriterien wie die Größe des Territoriums und die Einwohnerzahl herangezogen, aber ältere Kriterien wirkten fort – und zwar nicht nur bei den Diplomaten selbst, sondern ebenso auch bei jenen Völkerrechtlern und Staatswissenschaftlern des 19. Jahrhunderts, deren Werke gern als Beleg zur endgültigen Überwindung „vormoderner“ Normen herangezogen werden.

Tricoire schließlich weist in seinem Beitrag eine weitere teleologische Entwicklungsgeschichte zurück, indem er nachweist, dass sich das Chinabild im 18. Jahrhunderts keineswegs einfach von Sinophilie zu Sinophobie entwickelte. Vielmehr standen als positiv und negativ gewertete Aspekte in den meisten Beiträgen über China unverbunden nebeneinander, und an dieser Pluralität änderte sich wenig im Verlauf des 18. Jahrhunderts.

Von der Skepsis gegenüber leicht greifbaren Entwicklungsgeschichten unbenommen ist die Tatsache, dass im Laufe des 18. Jahrhunderts neue Klassifika-